Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **16 (1934)**

Heft 15

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizerische Nationalbibliothek
Bern

Winterthur, 13. April 1934 | Erscheint jeden Freitag | 16. Jahrgang. Nr. 15

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postscheck-Konto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Inland.

Letzten Samstag ist in Basel die **schweiz. Mustermesse** eröffnet worden. Die Beteiligung der Aussteller steigt immer weiter, so daß dies Jahr eine neue große Halle erstellt werden mußte. Letzten Mittwoch hatte die Mustermesse ihren großen Tag: Bundesrat Schultheß, Minister Stucki usw. hatten sich zur Besichtigung eingefunden. Dabei hielt Bundesrat Schultheß eine große staatsmännische Rede, in der er sich zu den heutigen wirtschafts- und finanzpolitischen Aufgaben des Bundes äußerte. Viel Beachtung fand dabei die Stelle, wo er sich energisch gegen die Absichten wandte, die Dr. Schacht, der Leiter der deutschen Reichsbank, in einer kürzlichen Rede in Basel durchblicken ließ: Den Transfer, die Ueberweisung der deutschen Schuldengelder an das Ausland, zu sistieren oder doch nochmals wesentlich einzuschränken. „Die Schweiz," sagte Bundesrat Schultheß, „die für ihre Warenbezüge Beträge zu überweisen hätte, die unsere Guthaben an Deutschland weit übersteigen, könne das unter keinen Umständen zugeben."

Mit etwelcher Schadenfreude verfolgen gewisse „Anti"-Kreise den Bittgang des sozialistischen Finanzministers Naine von Genf nach Bern um **Unterstützung der genferischen Finanzen.** Am 15. April nämlich wird eine große kantonale Anleihe von 10 Millionen fällig. Die Staatskasse aber ist leer, selbst die Gehälter der Beamten können nur mit Mühe ausbezahlt werden. An die genferischen Finanzkreise (die Nicole erst kürzlich noch in einer Rede heftig angegriffen hatte) wollte die sozialistische Regierung offenbar nicht gelangen, weil sie fürchtete, abgewiesen zu werden (der Kredit Genfs hat sich unter dem neuen Regime allerdings nicht gehoben), und so wandte sich Naine nach Bern. Eine genferische Regierungsdelegation hat kürzlich im Bundeshause vorgesprochen. Die Angelegenheit konnte, wie man vernimmt, zur beiderseitigen Befriedigung geordnet werden.

Enttäuschung bereitet unsern **obersten Behörden** das diesjährige **finanziell: Ergebnis der Alkoholverwaltung,** das statt eines erhofften Uebergangsgewinns von 8 Millionen (gegen die 40 Millionen, die — wenn das Regime einmal normal funktioniere — zu einem Großteil unsere Altersversicherung finanzieren sollten) überhaupt nichts abtrug. Die Alkoholverwaltung hatte infolge des fast gänzlich unterbundenen Obst-Exportes viel mehr Obstbranntwein übernehmen müssen als vorgesehen, sodann waren die alten Branntweinvorräte weit größer als seinerzeit geschätzt. Aber auch gewisse Uebernahmepreise scheinen zu hoch zu sein. Um das Alkoholregime zu der erhofften ergiebigen Finanzquelle zu gestalten, wird es noch einer gründlichen Revision unterzogen werden müssen.

Der Gedanke an eine **Totalrevision unserer Bundesverfassung** gewinnt immer breitern Boden. Katholisch-konservative Kreise sprechen sich dafür aus, die schweizer. freisinnig-demokratische Partei ventiliert die Frage, frontistische Kreise haben bereits die Lancierung einer dahingehenden Volksinitiative beschlossen und nun vernimmt man, daß auch die Jungliberalen den gleichen Weg beschreiten wollen. Die Totalrevision wird also wohl in absehbarer Zeit zur Tatsache werden, wichtig natürlich auch für uns Frauen, die wir hoffen, uns darin eine bessere Stellung als bisher zu erringen.

Ausland.

Im Mittelpunkt der politischen Berichterstattung dieser Woche stand das **Abrüstungsproblem.** Aus zwei Gründen: England hat Frankreich um eine genaue Darlegung gebeten, was es unter „Sicherheit" verstehe und welche Garantien es von England erwarte. Und sodann, weil das engere Bureau der Abrüstungskonferenz nach einem langen Unterbruch (seit Oktober letzten Jahres) endlich wieder zusammengetreten ist.

Die Frage Englands an Frankreich ist von großer Bedeutung. Bisher hat sich England ja konstant geweigert, etwaige Garantien gegen einen evtl. Konventionsbrecher auf sich zu nehmen und Frankreich ebenso konstant, ohne eine solche Garantie an eine Abrüstungskonvention heranzutreten, sich immer auf seine Sicherheitsthese verteifend. Man weiß noch immer nicht ganz genau, was es eigentlich darunter meint. Das möchte nun aber England endlich ganz genau wissen. Daher seine Frage. Daß es diese überhaupt stellt, ist schon ein Beweis für eine dahingehende Absicht. Frankreich hat sich in seiner Antwort vorerst nur zu weitern Garantieverhandlungen bereit erklärt, ohne sich im einzelnen schon näher zu äußern. Damit haben sich die Hoffnungen auf die Abrüstungskonferenz beträchtlich aufgehellt.

Die Grundlagen derselben haben sich allerdings beträchtlich verschoben, indem — das ist wohl jedermann klar — nicht mehr von Ab rüstung, sondern nur noch von Rüstungsbeschränkung die Rede sein kann. Letzten Dienstag ist nun in Genf das Bureau der Abrüstungskonferenz zusammengetreten, um zu der neuen Sachlage Stellung zu nehmen. Henderson gab nach einem ergreifenden Eröffnungswort den Delegierten Kenntnis von den zwischen den Großmächten gepflogenen Verhandlungen. Um diesen zu einem definitiven Abschluß noch Zeit zu lassen, beschloß das Bureau, die große Generalkommission (was so viel ist wie die Konferenz selbst), auf den 23. Mai einzuberufen.

Wir sprachen das letzte mal von den beunruhigenden Ziffern des neuen **deutschen Militärbudgets. England** hat, aufgerüttelt durch dieselben, sich veranlaßt gesehen, bei der deutschen Regierung darüber Aufschlüsse einzuholen.

Frankreich hat große **Budgetsorgen.** Die Ausgaben sind weit größer als die Einnahmen. Sanierung der Finanzen ist immer eine undankbare Aufgabe. Den von der Regierung angekündigten resoluten Sparmaßnahmen erwächst schärfste Opposition. Es könte von Generalstreik, Demonstrationen usw. Schließlich wird sich aber auch das französische Volk einsichtsvoll den eisernen Notwendigkeiten fügen.

Die **Widerstandsbewegung** gegen die **„deutschen Christen"** nimmt immer schärfere Formen an. Im Rheinland und Westfalen haben sich bisher nicht weniger als 140 Gemeinden von der Reichskirche losgesagt, in Süddeutschland zeichnet sich Aehnliches ab. Außerdem sollen sich gegen 400 deutsche Pfarrer in einem Gesamtschreiben an den Papst gewendet haben mit der Bitte, die christliche Kirche zu schützen. Andere namhafte Persönlichkeiten der evangelischen Kirche seien an Kardinal Faulhaber gelangt mit dem Ersuchen, sie im Kampfe gegen die „deutschen Christen" zu unterstützen.

Nun ist aber die Arbeit im Nahrungs- und Genußmittelgewerbe, soweit sie Frauenarbeit ist, durchaus ungelernte Arbeit. Die ursprünglich hochqualifizierte Handwerksleistung im Bekleidungsgewerbe ist bei dessen Industrialisierung zum großen Teil Teilarbeit geworden. die keiner Lehre bearf, in der Textilindustrie endlich gilt die Frauenarbeit, trotzdem sie zum Teil großer Uebung an der Maschine bedarf, als ungelernte Arbeit. Die qualifizierten Arbeiten der Werkmeister und Vorarbeiter sind durchaus den Männern vorbehalten, auch in diesem ausgesprochenen Frauengewerbe. Dasselbe aber gilt für alle die Gewerbe, in welche die Frau später Eingang gefunden hat. Ja, hier wird nicht selten eine direkte Sperre ausgeübt, die Frauen zur Lehrausbildung und zu qualifizierter Arbeit gar nicht zugelassen, sondern nur als Hilfsarbeiter geduldet. So liegen die Dinge im Buchgewerbe in der Schweiz wie in Deutschland. Gelernte Arbeit für Frauen hat sich nur in sehr bescheidenem Maße in der Buchbinderei durchgesetzt. Im ganzen gesehen, ist viel gewerblich-industrielle Frauenarbeit ungelernte Arbeit und die qualifizierte Leistung bleibt mit ganz geringen Ausnahmen (in der Schneiderei) den Männern vorbehalten. Diese ihre ungünstige Lage prägt sich aus in

der Entlohnung.

Und zwar nach zwei Richtungen. Einerseits sind die Frauenlöhne im Gewerbe allgemein niedriger als die Männerlöhne. Andererseits wirken sie, dort wo die Frauenarbeit überwiegt lohndrückend für das ganze Gewerbe. So sind in der Schweiz wie in Deutschland die Löhne in der Textilindustrie niedriger als die im Metall-, Bau- und graphischen Gewerbe, die Löhne in der Schokoladen- und Zigarettenindustrie, die beide ausgesprochene Frauenindustrien sind die niedrigsten gewerblichen Löhne, die überhaupt gezahlt werden.

Leider ist es nicht möglich, eine lückenlose Tabelle über das Verhältnis von Frauen zu Männerlöhnen zu geben. Aber schon eine Stichprobe kann zeigen, um was es geht, und wie die Entwicklung sich abzeichnet.

Die Schweizer gewerblichen Frauenlöhne betrugen in Prozenten der Männerlöhne

Im Durchschnitt	1888/88	1925/27	1930
Gesamtindustrie	50	58	62
Textilgewerbe	63	64	?
Bekleidung	55 (1913)	66	?
Nahrungs- und Genußmittel	44	51	50
Schuhe	44	70	?
Uhren	(1913) 58	64	61

Trotz der Lückenhaftigkeit ist das Bild aufschlußreich genug. Ich sehe ab von einer Untersuchung der Differenzen, die für die Verhältnisse und die Geschichte der Frauenarbeit in den verschiedenen Gewerben besonders interessant sind. Klar und allgemein tritt das für unsere Betrachtung Wesentliche hervor: Die starke Differenz von Männer- und Frauenlöhnen, die sich keinesfalls aus der Leistungsdifferenz erklären läßt, das allgemeine Aufholen der Frauenlöhne, die Langsamkeit und Ungleichmäßigkeit, mit der dieser Ausgleich erfolgt: endlich die Einwirkung der Krise, die den Ausgleich zwar nicht ganz abbricht, aber in zwei Einzelgewerben die Frauenlöhne noch stärker als die der Männer gesenkt hat.

Die Ursache ist bei kurzer Ueberlegung gegeben in der

schwierigen Lage der gewerblich arbeitenden Frau.

Während für den Mann Uebergang von der Heimarbeit zur Fabrikarbeit ganz eindeutig eine bessere Lage schafft, da er sich in dem neuen Betrieb schnell einbürgert, in feste Verbindung mit seinen Arbeitskollegen tritt, und, da sein Interesse auf den Betrieb konzentriert wird, leicht organisierbar und damit fähig ist, seine Angelegenheiten solidarisch zu vertreten. Die Frau, die aus der Familien- und Heim-

Schweizer Arbeiterinnen.

Vor kurzem ist eine Untersuchung erschienen über „die Frau in der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung".* Diese Arbeit bestätigt in sehr aufschlußreicher Weise die Auffassung, daß die Erwerbstätigkeit der Frau in der Gegenwart sich erweist als Fortsetzung der früheren familiengebundenen Arbeit. Nur ist diese Arbeit dort, wo die Familie ausgehört hat Produktionsstätte zu sein, in gewerbliche und kaufmännische Betriebe hinausgewandert und die Frau ist ihr gezwungenermaßen dorthin gefolgt. Geändert hat sich demnach Standort, Organisation und Methoden der Arbeit. Nicht geändert hat sich ihr Inhalt und ihr Ziel.

Dies Ziel war in der Familienwirtschaft die Versorgung der Familienglieder vor allem mit Nahrung und Kleidung. Gerade das letztere tritt in der Geschichte der Frauenarbeit sehr stark hervor. Der alte deutsche Spruch: „Als Adam grub und Eva sponn, wo war da der Edelmann" nimmt die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau sehr treffend vor. Und von der „spinnenden" Eva über die webende Penelope, die „lanifica", die Wollenweberin der römischen Gesellschaft und die „Spinnerin und Weberin" der europäischen Volksmärchen und -lieder geht eine ganz direkte Linie zur modernen Arbeiterin in den Fabriken und an den Maschinen.

Das mag die Statistik erweisen, die ich Dr. Ragaz' Buch entnehme und ergänze durch die entsprechenden deutschen Zahlen

Im Jahre 1929 waren von hundert Arbeitern weiblichen Geschlechtes

	in der Schweiz	in Deutschland nach der Zählung v. 1925
in der gesamten Industrie	36	23
Baumwollindustrie	61	56
Seiden- und Kunstseidenindustrie	69	61
Wollindustrie	61	56
Leinenindustrie	64	59
Stickereiindustrie	75	70
übrige Textilindustrie	64	53
Bekleidungsindustrie	73	54
Nahrungs- und Genußmittel	49	35
Uhrenindustrie, Bijouterie	47	29
Graphische Industrie	26	33
chemische Industrie	16	22

* „Die Frau in der Schweiz. Gewerkschaftsbewegung", von Dr. Christine Ragaz, 2. Heft der neuen Reihe in „Soziale Organisationen und Bewegungen der Gegenwart" hrg. von Prof. E. Grünfeld, Verlag Hirschfeld, Stuttgart und Leipzig 1933.

Alle anderen Gewerbe in der Schweiz weisen weniger als 10 Prozent Frauen auf. In Deutschland sind es einige in der Schweiz in größerem Umfang fehlende Gewerbe: Kleinmetallgewerbe, Feinmechanik und Elektrotechnik und vor allem Spielwarenindustrie, die noch 15, 24, 27 Prozent aufzuweisen haben. Trotzdem ist das Bild durchaus eindeutig. Die Frau ist mit ihrem alten Hausgewerbe, dem Spinnen, Weben, Kleidermachen, in die Industrie hinausgewandert. Gewiß steht neben ihr der Mann, wie er es bereits im Mittelalter tat. Aber die ganze Textil- und Bekleidungsindustrie ist

ein vorwiegendes Frauengewerbe

geblieben. Das einzige große Gewerbe, in welchem Frauenarbeit entschieden überwiegt. Wir finden daneben vorwiegende Frauenbeschäftigung nur noch in einigen Zweigen der Nahrungs- und Genußmittelbranche, die aus Heimarbeit hervorgegangen, heute vielfach ungelernte Arbeit im Großbetrieb verwerten: in der Schokoladen-, Konserven- und Zigarettenindustrie, während die Frau sich in den handwerklichen Betrieben des Nahrungsmittelgewerbes, Bäckerei, Zuckerbäckerei etc. infolge des Zunftzwanges vergangener Jahrhunderte nirgends hat halten können, sondern trotz ihrer alten Verbundenheit mit dieser Arbeit restlos aus ihr verdrängt ist.

Chr. Ragaz bringt eine höchst aufschlußreiche Tabelle über den Anteil der Gewerbe an der Fabrikarbeit der Frau überhaupt,. Wir müssen freilich zu dieser Tabelle die Heimarbeit hinzurechnen, die im Textil- und Bekleidungsgewerbe sehr stark entwickelt ist. Für Frauenarbeit überhaupt sind sie also noch bedeutend wichtiger als hier hervortritt:

Von hundert Arbeiterinnen waren beschäftigt in

	Textilindustrie	Nahrungs- u. Genußmittelind.	Bekleidung und Ausrüstung	Uhren und Bijouterie	übrigen Industrien
1888	75	8	7	6	5
1895	68	8	10	7	7
1901	63	10	10	10	7
1911	55	11	13	11	9
1923	47	9	20	11	13
1929	40	9	20	6	15

Ziehen wir in Betracht, daß die Frauenarbeit in der Fabrik in der beobachteten Zeit von 73,180 auf 147,061 anstieg, das heißt, sich fast genau verdoppelte, so ergibt sich, daß mit dem Wachsen verschiedenartiger Industrien, die Frauen auch in diese hineingezogen, ihre Arbeit also vermannigfaltigt wird. Aber diese Infiltration erfolgt sehr langsam. Die vier Gewerbe, welche die Frauenarbeit in der Schweiz traditionell festhalten (Textilien, Bekleidung, Nahrung, Uhren) bleiben durchaus die beherrschenden. Alle anderen Gewerbe bringen es nicht auf mehr als ein knappes Sechtel.

Will man eine gute Sache machen, so muß man den Mut haben, sie ganz gut zu machen, sonst wäre viel besser, man ließe sie ganz sein; denn macht man sie halb, so macht man sie nur schlimmer.

Jeremias Gotthelf.

Zwei große Orientalistinnen.

Von Editha Klipstein.

Es ging jetzt die Nachricht durch die Zeitungen, daß der Codex Sinaiticus, die hochberühmte Bibelhandschrift aus dem 4. Jahrhundert, die Tischendorff im Katharinenkloster auf dem Berge Sinai 1844 fand, — vom Britischen Museum der Sowjetregierung für Lg. 100.000 abgekauft werden soll.

Diese Nachricht brachte mir die schottischen Orientalistinnen Mrs. Lewis und Mrs. Gibson lebhaft ins Gedächtnis zurück, die Anfang der 90er Jahre gleichfalls in diesem Kloster auf dem Sinai neue und bedeutsame Bibelfunde machten.

Es blieb damals für viele Jahre eine Glanzzeit für die Ausgräber, in Palästina sowohl wie in Griechisch-Aegypten, und traf zusammen mit dem soliden Anwachsen bürgerlichen Reichtums im alten Europa. So hatte ich (um kurz die persönliche Empfindung zu kennzeichnen), bei meinem Besuch in England um die Jahrhundertwende den Eindruck, als ob das sehr glänzende Gesellschaftsleben in den Universitätsstädten Oxford und Cambridge auf das solideste und pikanteste gewürzt würde durch die ständige Zufuhr von uralten Funden „da unten", die aus Licht zu heben zwar Scharfsinn, körperliches Training und Geldopfer bis zum äußersten forderte, aber dennoch nicht mit der Problematik eigener Neuschöpfung die gesellschaftliche Behaglichkeit gefährdete. —

Zwar waren die Ausgräber und Entdecker persönlich verschiedenster Art. Sehr eigenartig das leidenschaftliche Oxforder Freundespaar Grenfell und Hunt, die in Oxyrinkos gruben und den Dichter Bachylides als neugefundenen Griechen zutage förderten, — und gänzlich anders, aber gleichfalls eigenartig genug waren eben diese schottischen Zwillingsschwestern, von denen ich hier berichten möchte, die kraft ihrer Millionen, ihrer Gelehrsamkeit, und unentwegtem Ehrgeiz Weltruf erlangten, die aber vor allem liebevolle und große Herzen hatten, verpackt unter einer Fülle von Originalität.

Als ich sie näher kennen lernte, mochten sie, bei äußerster Wachsamkeit um das Geheimnis ihres Geburtsdatums doch die 60 überschritten haben. Mrs. Lewis erhielt 1903 von der Universität Halle den Ehrendoktor, hatte ihn von Heidelberg und Dublin bereits empfangen. Die Goldene Europäische Medaille der Wissenschaften und viele andere Ehrungen folgten.

Den Schwestern ward, anläßlich jenes Halle'schen Doktors, in unserem Hause ein Herrendiner gegeben. Der erste Anblick der beiden Damen rechtfertigte die zweifelnde freundlich-humorvolle Frage bei der Fakultätsabstimmung, ob sie für eine solche Ehrung auch hübsch genug seien. Unter grauem Haarhelm große und eigentlich grobgeschnittene knollige Gesichter mit wulstigen Lippen und der Körperbau kräftig und rundlich, die sehr kleinen feinen Hände, mit antiken Ringen beschwert, im entschiedenen Gegensatz dazu. Aber die Gesichter wurden belebt durch außerordentlich glänzende braune Augen, die klug und schlau zu gleichen Teilen blickten und zwinkerten. —

Ihre große Toilette, tiefes Dekolleté, — jede trug eine gewaltige rosa Stoffblume an der Brust, — wirkte fast exotisch. Ebenso konnte befremdlich erscheinen, daß bei Tische alle Petroleumlampen gelöscht werden mußten, weil Mrs. Lewis ein soeben erworbenes Stück Radium herumgehen lassen wollte, schließlich aber ihren Tischherrn, dem Historiker Eduard Meyer, noch an die Brust griff, da sie in übliche Sorge um ihr Eigentum gerät und wohl die blinkende Uhrkette damit verwechselte.

Mrs. Agnes Smith Lewis, die berühmtere, hatte auch das bei weitem entschiedenere Auftreten, und pflegte ihre Schwester, Margaret Dunlop Gibson, mit leise jammernder aber doch strenger Stimme fortgesetzt zur Ordnung zu rufen. Mrs. Gibson, um es so auszudrücken, erschien als die normalere. Unbefangene hielten sie für die klügere. Beide waren sehr glücklich verheiratet gewesen mit beträchtlichen und ebenfalls vermögenden Männern. Mrs. Lewis lebte ganz im Schatten ihres großen Hauptfundes, der vollständigsten syrischen Evangelienabschrift, die existiert, — die sie in jenem Kloster und wahrlich nicht ohne Schwierigkeiten erkämpft hatte. Tischendorff war bei seinem epochemachenden Fund offenbar nicht wählerisch gewesen mit den Mitteln der Aneignung, dies hatte für die folgenden Forscher die Bestimmungen sehr verschärft, und da Frauen außerdem nicht durch die Klostertüren eintreten durften, hatte Mrs. Lewis das Gebot umgehen müssen, indem sie sich und ihre Zwillingsschwester in Körben zu einem der Fenster emporziehen ließ. Der Ausgangspunkt zu der Entdeckung war, daß sie auf einem Palimpsest, einer Doppelschrift auf einem Pergament, in der Bibliothek des Klosters unter der obern Schriftlage ein Wort entdeckte, das nur in den Evangelien vorkommen konnte. Daraufhin entfernte sie mit Lauge die Oberschrift, und entblößte eben diese syrische Abschrift, die wissenschaftlich manche Bestätigung und wertvollen Zuwachs des Textes brachte.

Diese Expedition und die folgenden, die auch zu aramäischen Funden führten, statteten die Damen ganz aus eigenen Mitteln aus, und man konnte sie sich gut vorstellen, nach ihren Erzählungen, wie sie in ihrer bescheiden-selbstherrlichen Weise durch die Wüste gezogen waren und sich mit Dragomans und Kamelen abgefunden hatten, immer darauf bedacht, einen gemäßigten englischen Komfort in jeder Situation zu wahren.

Die Gesellschaft in unserem Hause nun zeitigte etwas sehr angenehmes für mich, eine Einladung nach Cambridge, um die Porträts der Schwestern für ein von ihnen dort erbautes theologisches College Westminster-College, zu malen. Als gute Schottinnen waren sie leidenschaftliche Presbyterianerinnen. So verlebte ich denn, da ich auch sonst zu tun bekam, einige Monate in ihrem Hause, Castle-brae genannt, Schloß-Hügel.

Der Reichtum produziert zuweilen, als eine Art Stellvertretung der Not, eine Originalität, die sonst ungewolltes Resultat mühevoller Lebenskämpfe ist. Ja es wollte mir zuweilen vorkommen, als ob die Schwestern mit ihrem erhabenen Spleen ihr allzu leicht gestelltes Leben aus seiner Glätte heraus zu reißen wünschten, wie umgekehrt die französische Bohème die Aermlichkeit ihrer Armut durch Originalität zu einer andern Art Reichtum formte. Jedenfalls mußte auch ich den Spleen als solchen mit erfahren, indem ich regelmäßigen syrischen und griechischen Unterricht erhielt, auf den Fahrten zu den Einladungen abgehört wurde, ja gelegentlich zu meinen Lektionen regelrecht eingesperrt wurde. Ich war für den Unsinn grade noch jung genug.

Das Eindrucksvolle aber jener Tage war, daß es sich trotz aller Schrullen um wirkliche Persönlichkeiten handelte, die sich selbst weit überlegen waren. Sie pflegten mir mit Vorliebe groteske Anekdoten zu erzählen, hinter denen die düstere Romantik ihrer Heimatlandschaft seltsam plastisch emporstieg. Wenn man sich dann unerbittlich mit fragendem Blick in diese sonderbaren zwinkernden schalkigen Augen vertiefte und nicht losließ, konnte darin ein so melancholischer Ernst erwachen, als sei der ganze

arbeit in die Betriebsarbeit übergeht, befindet sich in einer völlig anderen Situation. Das junge Mädchen, das sich gewerblicher Arbeit im Betriebe zuwenden muß, betrachtet sie gleich seinen Eltern* zuweist als eine Uebergangsarbeit, bestimmt die Zeit bis zur Heirat auszufüllen. Daher wird eine Lehrzeit oft als verloren angesehen. Ungelernte Arbeit erscheint für die Zeit bis zur ersehnten künftigen und dann als endgültig betrachteten Lebensregelung durch die Ehe als „gut genug". Das Interesse bleibt dadurch auch während dieser Periode vor allem ein außerberufliches. Daher die durchgängig schwache Organisation der Frauen, ihr geringes Streben nach Besserung der Berufsverhältnisse. Bleibt nach der Ehe die Frau im Betrieb oder kehrt sie wieder dorthin zurück, so geschieht dies durchwegs aus wirtschaftlichem Zwang, wenn nicht geradezu aus Not. In diesen Fällen macht das Gefühl des Zwanges und die Ueberbürdung durch ihren Doppelberuf, die man als typisch für diese Frauen bezeichnen muß, sie in der Mehrzahl der Fälle widerstandslos.

Indessen ist dies heute zwar noch der normale, aber nicht mehr der Regelfall. Dafür hat das Schweizer Gewerbe ein höchst instruktives Beispiel:

die Uhrenindustrie.

Diese ist sehr alt eingebürgertes ursprüngliches Heimgewerbe mit höchster Qualifikation und Weltbedeutung. Sie beherrscht das Juragebiet, in dem sie heimisch ist durchaus und bestimmt seinen wirtschaftlichen und kulturellen Charakter. Es ist durchaus typisch, daß in solcher eingebürgerter Heimindustrie die Frau stark beteiligt ist. Wir finden das in allen Gebirgsgegenden mit entwickelter Heimarbeit, in der Appenzeller Stickerei ebenso wie in der mitteldeutschen Spielwaren-, Glas-, Porzellan-, Textilindustrie. Aber die jurassische Uhrenindustrie unterscheidet sich von den übrigen aus Heimgewerben entstandenen Gebirgsindustrien durch ihre sehr hohe Qualifikation und die bis zur Krise unvergleichlich günstigen Arbeitsbedingungen. An beidem haben die Frauen Anteil gehabt. Obgleich ihre Arbeit differenziert war von der der Männer und die Entlöhnung erheblich unter den Männertarifen lag und liegt, sind beide vergleichsweise gut. Das aber hat die Folge gehabt, daß die Frauen hier mit ihrem Erwerbsberuf enger verbunden sind, was zum Ausdruck kommt erstens darin, daß die gelernte Fabrikarbeiterin hier die Regel ist, zweitens in der starken Organisierbarkeit. Der schweizerische Metall- und Uhrenarbeiterverband zählt 34 Prozent weibliche Mitglieder, bleibt also nur um 15 Prozent hinter dem Prozentsatz der im Gewerbe tätigen Frauen zurück. Dagegen zählt die Landeszentrale des Gewerkschaftsbundes nur 10,6 Prozent Frauen bei 36 Prozent Frauenanteil an der gewerblichen Arbeit. Noch schlimmer ist das Verhältnis bei den Verbänden des Textilgewerbes, in welchem doch mehr als zwei Drittel Frauen tätig sind: Der Textilfabrikarbeiterverband hat 19 Prozent, der Textilheimarbeiterverband gar nur 2 Prozent weibliche Mitglieder.

Das sind ebenso bedeutsame wie unhaltbare Verhältnisse. Sie zeigen deutlich folgendes: gewerbliche Frauenarbeit, sowohl als Heim- wie als Fabrikarbeit, ist keine neue und keine zufällige Erscheinung, sondern eine

Fortsetzung der uralten Ueberlieferung

weiblicher Arbeitsdifferenzierung. Die Frau ist der Arbeit einfach aus der Familienproduktion in die industrielle Produktion gefolgt. Trotzdem diese Entwicklung bereits seit anderthalb Jahrhunderten in der Schweiz begann, ist es durchaus nicht so, daß die Frau allgemein in dieser Lage sich heimisch fühlt. Nur dort, wo Ausnahmeverhältnisse, wie in der jurassischen Uhrenindustrie, zeitweise günstige Bedingungen der Arbeit für die Frau schufen, zeigt sie eine wirkliche Berufsverbundenheit durch die Neigung zu beruflicher Ausbildung und zu beruflicher Organisation. In den meisten Fällen aber fühlt die gewerblich arbeitende Frau den Beruf offenbar als Uebergangsbehelf oder unerwünschte Notauskunft. Die fehlende Neigung zu guter beruflicher Ausbildung, das geringe Berufsinteresse, das sich in ihrer geringen Organisierbarkeit ausweist, haben zur Folge, daß ihre Berufslage weit ungünstiger ist als die der Männer. Daher wirkt stark überwiegender Frauenanteil in einem Gewerbe allgemein lohndrückend. Und dies wiederum hat zur Folge, daß die Männer die Frauen sehr oft als unerwünschte Eindringlinge ansehen und sich ihrer durch Sperrung der Fachgewerkschaft oder der Lehre (im graphischen Gewerbe) zu erwehren suchen. Dieser Zustand ist für Männer wie Frauen gleich unerwünscht. Er wirkt über die gewerbliche Arbeit auf die allgemeinen Berufsverhältnisse der Frauen und bedarf daher unserer lebhaften Aufmerksamkeit.

Fügen wir hinzu, daß diese Verhältnisse nicht nur in der Schweiz gelten, sondern mit den durch die verschiedene gewerbliche Tradition und Struktur gegebenen Differenzen in allen Ländern wiederkehren.

A. S.

* Wie stark das Bedürfnis nach der Ehe bei den im Betrieb arbeitenden jungen Mädchen ist, zeigt der ungeheure Erfolg des Ehedarlehens in Deutschland. Dies Darlehen von im Höchstfall 1000.— Rmk. erhält ein junges erwerbstätiges Mädchen, falls es heiratetet gegen das Versprechen, daß sie solange keine bezahlte Arbeit (auch nicht in der eigenen Familie) annehmen werde, wie der Monatsverdienst ihres Gatten 125 Rmk. beträgt. Das Darlehen wird in Gutscheinen auf Möbel gezahlt und muß unverzüglich in Monatsraten von 10 Mark bezahlt werden. Es währt also etwas über acht Jahre bis die Ehe entschuldet ist. Wie stark die Belastung ist bei dem Arbeitsverbot für die Frau, bei dem geringen Lohn, der starken Steuerbelastung und der Arbeitsunsicherheit in Deutschland, ist wohl deutlich. Trotzdem ist es massenweise in Anspruch genommen. Alle Zukunftsunsicherheit wird eben lieber getragen als die Arbeit im Betrieb. Hinzu kommt allerdings die geringe Erziehung zu wirtschaftlichem Denken und Voraussicht, die auch sonst oft erschreckend hervortritt.

Was sagt die Bäuerin zu der starken Zunahme städtischer Haus- und Familiengärten?

Immer mehr wird in landwirtschaftlichen Kreisen die Befürchtung ausgesprochen, aus den Hausgärten in der Umgebung der Städte und Industrieorte erwachse dem beruflichen Gemüsebau vermehrte Konkurrenz. Diese wirkt sich aber auf die Gesamtproduktion der Bäuerin keineswegs so einschneidend aus wie des öfters angenommen wird. Tatsache ist allerdings, daß durch gewisse Gemüsesorten aus nichtlandwirtschaftlichen Hausgärten zeitweise im Gemüsehandel eine stark spürbare Stockung hervorgerufen wird. So Salat und Spinat und zum Teil auch Bohnen. Diese Produkte werden in allen Hausgärten ohne Ausnahme zu Stadt und Land angebaut. Und was das Wesentliche ist, der Anbau dieser wird im privaten Gemüsebau fast überall zu gleicher Zeit vorgenommen; folglich kann auch allerorts gleichzeitig geerntet werden. Dazu kommt noch, daß diese Gemüse Ueberreife nicht ertragen und doch will man nichts davon verderben lassen. Wer einigermaßen Gelegenheit hat, verkauft das übrige. Geht es nicht; zu guten Preisen, so nimmt man eben mit weniger vorlieb. Die Folge aber ist, daß die Preise für diese Gemüse oft unter die Produktionskosten sinken. Für die Nicht-Bäuerin spielt der geringe Erlös keine wichtige Rolle und wenn sie das entbehrliche Gemüse auch gar ganz verschenken sollte, berührt dies ihre Existenz nicht sonderlich, denn die wenigsten dieser Gartenbesitzer sind auf so geringe Nebeneinnahmen angewiesen. Sie haben nur Selbstversorgung zu berücksichtigen; durch die selbstverständlich zum Nachteil der beruflichen Gemüseproduzenten der Gemüsebedarf dieser Familien dem Handel zeitweise entzogen ist! Doch darf man dabei nicht übersehen, daß der Selbstversorger auch viel mehr Gemüse konsumiert, folglich darf nicht die ganze Produktion dieser Hausgärten als Belastung der Konkurrenz in Anrechnung gebracht werden. Und haben sich die Familien eines Eigengartens erst einmal so ganz an den Genuß von recht viel Gemüse gewöhnt, so essen sie begreiflicherweise auch in den Jahreszeiten mehr davon, die ihnen wenig aus dem eigenen Garten bescheren. Ein Umstand, der dann wieder dem beruflichen Gemüsebau zugute kommt.

Die bäuerliche Gartenbesitzerin ist genötigt, eine ganz andere Stellung zum Gemüsebau einzunehmen als die obigen. Sie bebaut ihr Gemüseland gewöhnlich nicht nur zwecks Selbstversorgung, sondern noch darüber hinaus zur Gewinnung von ein wenig Bargeld für die Haushaltung und wenn es sich dabei oft auch nur um ein paar Batzen handelt, so ist sie doch über diese recht froh. Denn heute muß sich der Bauer, besonders der Kleinbauer, an den Strohhalm klammern, wenn er sich über Wasser halten will und an diesem harten Kampf um Heimat und Existenz ist die Bäuerin in höchstem Maße beteiligt. Sie hilft und muß mithelfen, der Scholle abzuringen, was ihr nur abzuringen ist. Hinsichtlich dem Gemüsebau hat aber die geschäftstüchtige Bäuerin bald heraus, daß sie nicht gerade auf die Zeit eine Menge erntereifen Salat heranziehen darf, wo in allen Gärten und Gärtchen sogar in den vernachlässigtsten, reifende Salatköpfe prangen und in die Höhe gehender Spinat steht. Es gibt ja noch genug andere Gemüsesorten, deren Anbau mehr Erfolg verspricht für sie. So werden noch alle Jahre unglaubliche Mengen Karotten eingeführt, ein Gemüse, das auf dem Markt immer begehrt und doch an keine bestimmte Erntezeit gebunden ist. Für die Gemüsegärtnereien kommt der Anbau von Karotten weniger in Frage, außer in geringen Mengen neben der Kultur von andern Frühgemüsen in Glashallen und Frühbeetkästen. Und Frühgemüse kommt wiederum für die Bäuerinnen nicht in Frage, denn die wenigsten von uns verfügen über derartige Spezialeinrichtungen. Zudem machen sich in diesem Fach die inländischen Handelsgärtner gegenseitig schon genügend Konkurrenz und im gesamten haben sie alle sehr stark unter der Einfuhr von billigem Frühgemüse zu leiden.

Kulturen, die sich heute für die Bäuerin noch außer Freilandkarotten lohnen und auf deren Anbau Schreiberin dies schon vor Jahren in Wort und Schrift hingewiesen hat, sind Dauergemüse wie Sellerie, Lauch, Zwiebeln, Randen u. a. m. Produkte, denen aus den privaten Hausgärten keine nennenswerte Konkurrenz erwächst und deren Anbau sich für die Gemüsegärtnereien nicht lohnt, da diese mit ganz andern Landpreisen rechnen müssen als die Bäuerin. Der Berufsgemüsegärtner muß auf seinem Land das Jahr über mehrere male ernten können und kann deshalb kein Gemüse pflanzen, das eine langfristige Kulturzeit beansprucht, wie dies bei Dauergemüse der Fall ist.

Also lassen wir einen Jeden sein Gebiet und sein Land bebauen, wonach ihm am meisten Lohn in Aussicht steht. Die Anlage privater Haus- und Familiengärten hat für uns Bäuerinnen, wenn auch nur indirekt, auch ein Gutes. Die städtischen Gemüsepflanzerinnen erfahren durch diese Beschäftigung an sich selbst, welchen unendlichen Aufwand von Mühe, Sorgfalt und Zeit es braucht, bis man ein schönes Produkt auf den Küchentisch legen kann. Ja, es müßte eine dankbare Aufgabe sein, städtische Hausfrauen, denen der Gemüsebau ein unbekanntes Gebiet ist, über den Werdegang des Samenkornes bis zum fertigen Erzeugnis aufzuklären. Dies wäre zugleich Pionierarbeit am Bau von Brücken zu gegenseitigem Verständnis zwischen Stadtfrau und Landfrau.

Und im übrigen gehört es ja zu den Bestimmungen des Menschen von allem Weltanfang an, der Erde die Schätze abzugewinnen. Hat man uns doch schon in der Schule gesagt: „Der Herr schuf einen Garten und setzte den Menschen hinein, auf daß er ihn bebaue und pflege". Schon zu alten Römerzeiten wurden hinter hohen Mauern und auf Dächern Gärten angelegt, die den Frauen zum liebsten Aufenthalt dienten; und von keinem Schloß, von keiner Burg aus älter und ältester Zeit ist zu lesen ohne Hinweis auf einen Garten. Mögen diese Wohnstätten auf noch so hohem, stotzigem und trotzigem Fels gestanden haben, ohne Burggärtlein ging es nun einmal schon damals nicht und wenn die Erde dazu auch weit vom Tale herauf geholt werden mußte. Von jeher war der Garten für die Menschen eine Stätte des Friedens und diente ihnen zum schönsten Aufenthalt in Gottes freier Natur. Gartenarbeit aber ist Erholung für alle, die sie nicht zum Broterwerb verrichten müssen. Und für nichtbäuerliche Familien ist der Hausgarten nicht nur von unschätzbarem gesundheitlichem, sondern auch von hohem idealem und kulturellem Wert. Dies nicht nur in Bezug auf Aufenthalt und Erholung im Freien, nein, auch in Anbetracht der Pflege des Familienlebens und der Kindererziehung. Familienwerte, die als solche auch auf die Nation übergehen. Wir sehen, es gibt der Gründe viele, die uns Bäuerinnen veranlassen sollen, das Entstehen der vielen privaten Nutz- und Ziergärten nicht zu unserm Nachteil auszulegen. Die glücklichen Besitzer eines solchen Flecklein Erde sollen sich nur mit Feuereifer dem Gemüsebau und der edlen Blumenpflege widmen; der Nutzen daraus fällt nicht nur ihnen, sondern dem Volksganzen zu, da müssen alle egoistischen Gefühle zurückstehen.

E. Dettwyler.

Krankenanstalten im alten Zürich.

M. Frei-Uhler.

Wer heute die hellen, der Sonne offenen, weiträumigen modernen Krankenhäuser von Hirslanden oder Zollikerberg-Zürich sieht, der kann sich kaum einen Begriff von den kleinen dunklen Siechenstübchen machen, die in früheren Jahrhunderten die Kranken aufnahmen. In diesen Zeilen soll über die Versorgung der Kranken in alten Zeiten, von den Anfängen und der Entwicklung der Spitäler in der Stadt Zürich, berichtet werden. Hat man nur einmal einen Einblick in jene Verhältnisse getan, so wird man sich nicht mehr über Eintragungen in alten Kirchenbüchern wundern, die immer wieder lauten wie die Meldung eines Pfarrers aus dem Jahre 1635: „Nägeli Schmids Töchterli, das erst so an der regierenden Sterbsucht gestorben", und dann folgen die Namen so vieler Kindlein, daß man annehmen könnte, es sei kein einziges mehr im Dorf übrig geblieben. Ebenso traurig ist es, alte Stammbäume zu lesen. Geboren — gestorben, die Lebensdaten der Kindlein stehen meistens ganz dicht beieinander. Wie viele Mütter starben in den Zwanzigerjahren des Lebens. Und viel häufiger kehrte der Tod in den Familien der Armen ein.

Wie überall haben auch hier in Zürich die Klöster das Verdienst, zuerst sich um die hilflosen armen Kranken gekümmert zu haben. Das Klösterlein Oetenbach hat schon ganz früh zur Zeit der Gründung der Eidgenossenschaft von einer Siechenmeisterin zu melden und das Kloster Selnau verordnet großmütig zur Winterszeit, man müsse jetzt das Siechenstüblein heizen. Das erste und größte weltliche Spital von Zürich war das Heiligeistspital. In der Gegend der heutigen Zentralbibliothek und der Predigerkirche, schon um 1150 gestiftet von den Herzögen von Zähringen. Dies Krankenhaus hatte allmählich einen großen landwirtschaftlichen Betrieb, fast wie ein reiches Kloster. Man hielt es freilich von Anfang an hoch in Ehren, vergabte ihm, daß es der eignen Seel und dem eignen Leib gut gehe, etwa Semmeln, Fisch und sonstiges Fleisch. So wurde dies Krankenhaus allmählich so reich, daß die Stadt seine Schuldnerin wurde.

Trotzdem war man gegen arme und fremde Kranke äußerst abweisend, und es kam auch allmählich eine große Sittenverderbnis im Hause auf; Dirnen wurden im Hause gehalten, die Spitalmeister führten ein üppiges Leben, bis die Reformationszeit kam und Ordnung schaffte. Man mußte dem Spital zu Hilfe kommen, „daß es nit also verderb, aber all unnütz Volk mues drus gergaet werden".

Und nun die Kranken und die innere Einrichtung des Spitales: Ursprünglich war da nur ein einziger Wohnraum für Männer und Frauen und Kinder, und es muß ein dunkler, unheimlicher Raum gewesen sein. 1341 stiftete eine barmherzige Frau ein Oelslichtlein. Was für ein Elend mag dies Lichtlein spärlich beleuchtet haben! Erst vom Jahre 1450 an gab es eine hintere und eine vordere Stube, eine Mannsstuben und eine Wyberstuben.

Ums Jahr 1600 waren schon mehr Räumlichkeiten dazu gekommen. Ein Schundstübli zum Operieren der Leibesbrüche, denn Brüche gab es dannzumalen außerordentlich viele, weil man schon die Kinder große Lasten tragen ließ.

Ferner war da eine Kindbettkammer, eine Mannen- und eine Wyberössnwee-Kammer. Böswee, das war Epilepsie, eine damals auch sehr verbreitete Krankheit in Stadt und Land. Zudem glaubte man noch, sie sei sehr ansteckend.

Die Tauben und Irren mußten im sogenannten Brunnenstübli sitzen, und in der Lochkammer waren zwei Betten für die Gefangenen.

Dann war da noch ein „Grindstübli" für Leute, die mit Kopfschorf oder sonstigen Hautübeln behaftet waren.

Zu den Spitalgebäuden gehörte der „Mueshafen", so benannt, weil dort das Habermues oder das Gerstenmues für die armen Leute gekocht wurde. So sieht man, ein Spital des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit war der Ort, wo alles Elend der Bevölkerung zusammenkam.

Denn von den Kranken wurden immer nur die allerelendesten angenommen. Bis 1550 hatten die Kranken vor versammeltem Rat zu erscheinen mit der Bitte um Aufnahme. Wahrscheinlich mußten sie meistens getragen werden, und die Kraft zu der Bitte mag ihnen gar oft gefehlt haben. Später bestimmte eine Kommission, die sogenannte Wundschau, über die Aufnahme. Herzbewegende Briefe von Amtspersonen und Pfarrherren vom Lande werden oft in die Stadt geschrieben, um epileptische oder geisteskranke Personen los zu werden, zu versorgen im Spital. Begründet wird dies Gesuch oft damit, die Kranken könnten daheim das Dorf anzünden. Es seien „Abscheucher, so in der Kirch und Gmeind nit mehr zu gedulden syegnt".

Auch schwachsinnige Kinder wollte man hier versorgen, sie werden etwa also geschildert: „Es ist da ein Töchterli. Dorathell genannt, ein dürftigs und ungstaltigs Mensch ...."

Als die Schulen in der Stadt aufkamen, hielt man dafür, daß man auch die Kinder, die mit wenniger schweren Gebresten sich im Spital aufhielten, etwas Katechismus und vielleicht gar lesen lehren

(Der Polizist zum unachtsamen Automobilisten:)

Sag' Deiner Mutter, du benötigst

BANAGO

Kraftgetränk zum Frühstück & Abendbrot

Machtfeldaug auf den Gebieten der Wissenschaft nur eine Rückkehr mit gesenkten Fahnen vom Schlachtfeld der Schönheit, auf dem sie geschlagen worden.

Aber sie vertraten den gefundenen Stil gut, und unvergeßlich der neblige Morgen meiner Ankunft. Ich stand in der Halle des Hauses, als von beiden Seiten sich Türen öffneten und die Schwestern erschrocken und gleichsam mit vollen Segeln auf mich zueilten mit dem Ruf, sie hätten mich erst am Nachmittag erwartet. „Wir haben jetzt zu arbeiten, aber wir werden uns beim Lunch sehen."

Ich war's zufrieden, bekam ein schönes Zimmer angewiesen, und hatte ein großes Haus voll von Büchern und Kuriositäten um mich, und eine schöne fremde Stadt dazu. Bis dann das Lernen und Malen anfing.

Sie wünschten beide, in full-dress porträtiert zu werden, doch glückte es dies zu vermeiden. Nachher mußten die Bilder, um „glänzender" zu werden, so oft lackiert werden, daß sie — sozusagen — bei lebendigem Leibe schwarz wurden, und ich, ängstlich um meinen Ruf, den Verfand zu den geliebten kanadischen Verwandten vorschlug, was auch geschah, — und für das College neue angefertigt wurden. Die Damen zeigten sich zum Schluß zufrieden, und Mrs. Gibson meinte zwinkernd: „very nice the little hands!" Die Händchen waren doch ihre Eitelkeit. Das Honorar ward mir dann bei der Abreise in den Rockstoß eingenäht, da die Schwestern fürchteten, ich könne es sonst bei der Ueberfahrt verlieren.

Die Tage waren bis zum äußersten angefüllt. Beim Frühstück herrschte die „Times", für die beide Damen sehr viel schrieben. (O. Mr. Balfour!) Im übrigen war dieses erste echt englische Frühstück die einzige Mahlzeit, des Hauses, die mit Genuß verknüpft war. Die übrigen Mahlzeiten wurden altzu puritanisch gehandhabt, „um das Gehirn nicht zu beschweren", und nicht selten bestieg ich kindisch heimlich den Apfelboden, um nicht schadlos zu halten

Gottesdienste, Vorträge und sehr reichliche Geselligkeit mußten gleichfalls bewältigt werden, und Jungfer Bessy besten Angedenkens behandelte mich bei den mehr als eiligen Vorbereitungen wie einen Gegenstand. Bad, Frisieren, Ankleiden, der Wagen mit dem reisen Kutscher Eastwell daraus, (he has got no brains at all) zog an, und unter dem Polster ward die lyrische Grammatik hervorgeholt und ich überhört.

In der Gesellschaft begegnete ich vielen Namen, als Name mir bereits vertraut, den Stanleys, der Familie Kitchener, der Familie Darwin, dem Rouke-Schüler Lord Acton. Die schöne Mrs. Flynders-Petri in ägyptischer Tracht, und die sehr reizende Madame de Bunsen, in diesem Namen drei Sprachen vereinend, deren ausgesprochene Liebenswürdigkeit und weibliche Eleganz in Castle-brae etwas grämlich-schottisch bemängelt wurde. Zu Charles Darwins Schwester, einer mürrischen alten unverheirateten Dame, faßte ich dennoch viel Vertrauen, besonders aber empfand ich den einen Sohn, den Historiker, als einen mir wohlgesinnten Menschen, da er nur Deutsch mit mir sprach. „Wenn es Krieg gibt", sagte er einmal, „muß England mit Frankreich gehen, es hilft ihm nichts, sonst bekommt Paris nicht genug Fische."

Einst kam Asquith, der spätere Premierminister, ins Haus „look at him" sprach Mrs. Lewis zu mir, „er wird eine Rolle spielen". Aber es war leider viel in jenen Tagen an meine sorglose Unreife verschwendet. Asquith beeindruckte mich nicht.

Das was dem kindlichen Gedächtnis den nachhaltigsten Eindruck machte, war immer die menschliche abgerundete Persönlichkeit, das große menschliche Bild, ganz abgesehen von Berühmtheit, denn es schienen ja nicht weniger als alle Leute berühmt fast zum Ueberdruß.

Aber der schottische Dichter und Pfarrer Jan Maclaren in Deutschland damals durch seinen „Wilden Rosenbusch" sehr bekannt, der längere Zeit im Hause weilte, machte mir Eindruck — auch er hatte diesen sonderbar ernsthaften Humor, sogar bei den Gastpredigten, die er in Cambridge hielt, lachte nicht selten die ganze Kirche hell auf. Aber die Unterhaltungen daheim mit den beiden Damen entgingen mir ganz, so sehr wurden sie im schottischen Idiom geführt, nur fiel es mir auf, daß es hierbei nie Gelächter gab. Die Gesichter bekamen etwas ganz alttestamentarisch-väterlich-sachliches Ausgereiftes, — mehr Stamm als Individuum.

Es fehlte trotz aller Sonderbarkeit im Leben dieses Hauses doch nicht an besonderer Musikalität. Den Dichter Burns mußte ich zwar auf dem Wege des Zwanges auswendig lernen, doch ging mir der Zauber seiner Verse trotzdem für immer auf, und zu dieser ganz naturnahen Musik stimmte der Highland-Piper, der zu einer großen Gesellschaft „bestellt" wurde und der eintönig und unentwegt pfeifend in seiner malerischen Bergtracht, dem karierten kurzen Rock und nackten Knien, unter den Gästen wandelte.

„Wie konnten Sie es hier nur so lange aushalten", fragten mich die eleganten Nichten, die von London zu dieser Festlichkeit herübergekommen waren und die alles im Hause als entsetzlich schottisch, als geradezu „exhausting" verdammten, sogar den einförmigen und gewaltig großen Cake. Mir aber wurde schließlich der Abschied von den beiden recht schwer von ihrer sonderbaren Freundlichkeit, ihrem heftigen Schelten, das so oft auch mich getroffen, und der zwinkernden, herzlichen Abbitte hinterher, — während sie eigentlich schon wieder mit etwas ganz Neuem beschäftigt waren. Denn neben den wissenschaftlichen Arbeiten waren sie auch große Wohltäterinnen und hatten da ihre besonderen Einfälle. Z. B. besaßen sie mehrere Häuser mit schönen Gärten, die sie sehr billig an kinderreiche Familien ihrer Freundschaft vermieteten. — So zog ich also mit eingenähtem Geld. Geschenken für meine Leute, und den großen Faksimile-Werken der Sinai-Entdeckungen beladen, endlich heim, und beginne mich kaum, in meinem Leben eine sorglosere Zeit gehabt zu haben.

Im Winter darauf, als ich in Paris zum Studium weilte, kündigten die Schwestern mir ihren Besuch auf ihrer Durchreise vom Orient nach England an. Sie luden mich in ein Restaurant an einem der Boulevards ein zum Abendbrot. Eine französische Schriftstellerin, die sie zwecks eines Artikels über sie gerne kennenlernen wollte, nahm ich mit mir. Beide Damen waren entsetzlich müde, gähnten und zwinkerten mehr denn je, und gingen wenig auf unsere lebhaften Fragen nach ihrer Reise ein. Hingegen stritten sie sich während des Essens leise und heftig über die Qualität der undiskutierbaren Wandmalereien des Restaurants, die etwas wie Athen und Konstantinopel darstellen sollten. Sah denn das so in Wirklichkeit aus, oder hatte der Maler geschwindelt? „Maggie, Agnes!" — und die Stimmen überschlugen sich ins Weinerliche. —

Die Journalistin staunte und ward sichtlich kühler. Aber den Höhepunkt dieser Enttäuschung und endgültige Abkühlung bedeutete, als zum Schluß des Essens die Damen den Nachtisch, Obst und Konfekt, auf das Umständlichste in ihre Taschen versenkten. War dies noch ladylike? Der Aufsatz, wie mir später gestanden wurde, ward bei diesem Anblick aufgegeben.

sollte. Da wurde dann etwa ein alter ausgedienter Soldat, es wird z. B. einer aus holländischen Diensten genannt, zum Schulmeister angestellt. Es sei verwunderlich gewesen, wie sich bei diesem die Kinder eifrig verhalten hätten, obschon im selben Raume sich immer noch schwatzende Erwachsene, ja sogar mehrere Irrsinnige aufhielten.

Wenn einer aus dem Spital als sozusagen geheilt entlassen wurde und wiedererkrankt von neuem ins Krankenhaus kam und der Medikus fand, daß es des Patienten eigenes Verschulden sei, dann kam er wohl ins Loch, oder wurde an die „Stud" gebunden, an jenen Schandpfosten im Spitalhof. Das geschah auch den Eltern, welche ihre Kinder, die das Grindsüchtl geheilt verlassen hatten, nicht vor neuer Erkrankung behüteten.

Trunkenbolde gehörten in die Lochkammer des Spitals, allwo etwa einer für 4 Monate an „Ysen gschlagen wird".

Die Stud im Hof diente auch zur Bestrafung von Simulanten. Wie viel Nervenkranke, arme Geschöpfe, unter diesen Simulanten gewesen sein mögen, kann man sich denken.

Und nun die Aerzte. Da war zuerst der Stadtarzt für die innerlich Kranken. Aber er hat noch andere Werke zu tun. Er muß an der hohen Schule des Carolinums Naturwissenschaften lehren. Vor allem soll er etwas von Astronomie verstehen, auch von Astrologie. Muß er doch den Kalender machen, das „Laßbüchlein". Der Name sagt schon, was die wichtigste Seite des Kalenders war: er mußte anzeigen, wann man am besten zu Ader ließ.

Als zweiter Arzt am Spital amtete der Stadtschnittarzt für Brüche und Kindbetten. Es muß etwa einer gemahnt werden, daß er nüchternen Zustandes hinter seine „Schnittarbeit" gehe.

Der dritte Arzt ist für die übrige Chirurgie und der Blatterndoktor behandelt alle Hautkrankheiten. Als Hilfsärzte werden auch Frauen angestellt, etwa auch solche, die von weit her kommen und den Ruhm mit sich bringen, das Böswee zu heilen.

Die Elendesten der Elenden, die Aussätzigen, wohnten außerhalb der Stadt, in der Spanweid, in der Richtung gegen das heutige Oerlikon und in der Nähe der Sihl zu St. Jakob. Es waren nach unserm heutigen Wissen wohl nicht alles wirklich Aussätzige, sondern auch mit tuberkulösen Leiden und mit Krebs Behaftete, dem „Ungenannten", dem „Gott behüet mi dervor".

Im Oetenbach war ein kleines Spital für „curable Franzosen", das heißt für solche Geschlechtskranke, die noch zu heilen waren. Aufgenommen aber wurden nur solche, welche durch Unfall oder fremde Landfahrer die böse Krankheit geerbt, nicht aber diejenigen, welche sie durch eigene Schuld bekommen. Wer zum zweiten Male angeteckt wurde, mußte mit Ruten gesüchtigt werden, und dann jagte man die kranken Dirnen und Buben einfach zum Tore hinaus, zu allen Jahreszeiten.

Welche Entwicklung war nötig bis zu unsern Spitälern, bei denen Fürsorgerinnen den entlassenen Kranken beistehen, wenn sie ins werktätige alltägliche Leben zurückkehren! Wahrhaftig, von dem dunklen einzigen Raum des Spitals zum heiligen Geist, darin Irre und Sterbende mit kranken Kindern und Gebärenden zusammen hausten, ist es ein langer, aber gottlob aufwärts führender Weg zu unseren heutigen Spitälern, mit ihrem fürsorglichen humanen Geist und ihrer trefflichen Einrichtung!

Die Pflegerin für Nerven- und Gemütskranke.

„Ein dankbarer Frauenberuf" nennt ihn die Einsenderin, die im Folgenden aus ihrer Arbeit erzählt und neue Kräfte dafür werben möchte. Wir verweisen im übrigen auf den Verband der Pflegerinnen für Nerven- und Gemütskranke (siehe dessen Inserat in Nr. 13) sowie auf die Berufsberatungsstellen, die jede Auskunft über Anforderungen, Lehrgelegenheit etc. geben.

Die Wege und Ziele der heutigen jungen Menschen richten sich stark auf soziales Gebiet. Der Drang, zu helfen und zu lindern, der Not des Nächsten zu steuern ist stärker als je in uns Jugendlichen erwacht. Der Zug in soziale Frauenschulen ist groß, das Bedürfnis auf sozialen Gebieten, zu arbeiten hat allgemeines Interesse gefunden.

Darum ist es mir Bedürfnis einmal aus einer Arbeit zu sprechen, die auch soziales Fühlen und Denken verlangt, und die frohe und tapfere Helferinnen sucht. Es ist die Arbeit in den Nerven- und Irrenanstalten. So erfreulich es auch ist, daß uns die Augen für all die heutigen Nöte geöffnet worden sind, so ist es heute im Verhältnis immer noch eine kleine Schar von helfenden, dienenden Menschen, die den Weg in die Anstalt nehmen, um dort ihre Lebensaufgabe zu suchen. Mich hat es aus innerem Drange dazu getrieben, gerade diesen Weg zu ergreifen, der allgemein noch so wenig beachtet wird, da zu helfen, wo man im Stillen wirken und helfen kann und wo einem ein so großes und dankbares Arbeitsfeld winkt. Und ich bin nicht enttäuscht worden. Wohl haben zuerst meine nächsten Angehörigen, dann all die Bekannten den Kopf geschüttelt. Man wollte nicht begreifen, daß man in der Abgeschlossenheit einer Anstalt Großes leisten könne, hat gefunden, daß man selber im Umgang mit den Kranken abgestumpft werde, und in der geistigen Entwicklung überhaupt einen Stillstand erlebe.

Aber weit gefehlt. Schnell habe ich gespürt, wie klein wir eigentlich dastehen im Vergleich zu der großen Aufgabe, die uns übertragen wird, Helferin und Beschützerin der Kranken zu sein. Ich habe gemerkt, daß wir gerade in diesem Berufe an uns arbeiten müssen, uns entwickeln müssen und unsere innern Kräfte zu entfalten haben, damit wir der Aufgabe gewachsen sind. Denn die Irrenpflege braucht ganze Menschen, Menschen mit Liebe und Hingabe. Die Arbeit ist dankbar. Wir dürfen erfahren, daß das, was wir säen, doppelt und dreifach auf uns zurückfällt. Nie ging ich am Morgen froher und zuversichtlicher ans Tagewerk, als in der Anstalt. Und wichtig ist es auch schon, wie wir ans Tagewerk gehen, ist doch die Uebertragung unserer eigenen Person auf die Patienten viel stärker, als wir vielleicht annehmen. Ein froher Morgengruß wirkt ansteckend, ein froher vergnügter Sinn, den wir schon morgens früh durchdringen lassen, kann auch kleine Mißstimmigkeiten unter den Patienten verscheuchen. Und dann kommt der ganze schöne Tageslauf.

Man glaubt immer noch, in solchen Anstalten mit dieser Art von Kranken sei ein Tagesprogramm gar nicht durchzuführen. Das ist ganz verkehrt gedacht. Sehr oft zeigt sich gerade in dieser Hinsicht die innere Kraft einer Pflegerin, wenn sie versteht, die Menschen, die scheinbar nur sich sehr leben, auf feine taktvolle Weise dahin zu bringen, daß in ihnen auch wieder Sinn und Empfinden für die Wirklichkeit erwacht. Zum Beispiel gilt es in Frauen, die sich ganz von ihren hausfraulichen Pflichten losgelöst haben, auf schonende Weise wieder Interesse für das Fehlende wachzurufen. Nein, man lebt den Tag nicht einfach stumpfsinnig dahin, und Wärterin sein heißt nicht, mit einem Schlüsselbund herumlaufen, und dafür sorgen, daß die Kranken nicht aus der Anstalt entweichen. Gewiß ist die Fürsorge auch nötig, für den Schutz des Kranken besorgt zu sein. Die große und edle Aufgabe aber liegt darin, daß wir auf Seele und Gemüt des Kranken wirken dürfen, daß wir Helferin, Trösterin und Wegleiterin sein können.

Und ist das am Ende aller Enden nicht das Größte? Wenn wir erkennen, daß die Seelen all dieser Menschen uns anvertraut sind, daß der Geist der umnachtet und im Dunkel tastet, nach Licht und Sonne verlangt? Wir werden klein, wenn wir das erkennen, wir fangen an, an uns selber zu schaffen. Wir lernen und werden innerlich selber stark und reifer am Leid der andern. Und dadurch, daß wir uns selbst emporschaffen, wirken wir durch unser ganzes Wesen auf die Patienten. Denn der Geisteskranke ist empfindsam, er spürt den geistigen Wert seines Pflegers, er wird zugänglich, er öffnet sich, wenn er merkt, daß seine Pflegeperson seines Vertrauens würdig ist. Was man dann von all den Menschen zu hören bekommt, greift einem oft ans Herz. Lebensschicksale rollen sich auf, unser Horizont weitet sich, wir spüren die starke Gebundenheit des Menschen.

Mir ist die Zeit in der Anstalt eine Lebensschule geworden, die ich nicht missen möchte. Darum drängt es mich, den lieben Mitschwestern zuzurufen, daß alle, die in sich den Drang zum helfen, zum lindern, zum Gutes tun, spüren, da ein dankbares Arbeitsgebiet finden. Denn gerade dieser Beruf verlangt ganze Menschen, reife Menschen. Feinfühlende, zartbesaitete Menschen werden nicht untergehen, sondern in ihrer Aufgabe gestärkt werden, und Menschen mit hohem und weitem Horizont werden nicht sich eingeengt fühlen, sondern all' ihre Menschenkenntnisse vergrößern.

Dann noch ein Wort zu der Einstellung des Pflegers überhaupt. Früher hat man geglaubt, daß eine Pflegerin ein trostloses Dasein führen müsse, der Verkehr mit der Außenwelt sei für sie überhaupt abgeschnitten. Dem aber ist nicht so. Freizeit und Erholungszeit sind jedem Pflegenden zugesichert. Zudem wird eine Pflegerin geachtet. Denn für die Angehörigen ist es eine große Beruhigung, wenn sie das Gefühl haben können, ihr Patient sei gut aufgehoben, und gerade in dieser Hinsicht ist die Pflegerin oft ausschlaggebend. Und dann die Kranken! Wie oft meinen Außenstehende, man hätte es nur mit abnormalen, unzurechnungsfähigen Menschen zu tun. Bewahre, wir werden oft bescheiden und kleinmütig, wenn wir sehen, wie Patienten, die einst Großes im Leben geleistet haben, nun von unserer Güte abhängig sind; wir spüren, daß sie uns als Menschen sogar in ihrer Krankheit überlegen sind. Dann wieder sind uns junge Menschen anvertraut, die sich im Leben nicht zurechtfinden. Wieviel können wir da ausrichten, aufmuntern, durch Takt und Feingefühl sie wieder allmählich dem Leben zuführen. Es ist wahr, eine Pflegerin der Nerven- und Gemütskranken kann zum Segen für viele werden, wenn sie aus tiefstem innersten Empfinden heraus ihren Beruf ergreift, und dankbar wird sie erkennen, daß die Freude, die sie geben darf, im doppelten Maße auf sie selber zurückfällt.

J. K.

Aus der katholischen Frauenbewegung.

Die vom Schweiz. Kathol. Frauenbund herausgegebene Zeitschrift „Die Katholische Schweizerin" hat eine Wandlung erfahren, sowohl im äußeren Gewande, wie auch in der inneren Gestaltung. Statt einer wenden sich jetzt zwei Zeitschriften an die katholische Frau. Unter dem Titel „Die Katholische Schweizerin" wendet sich die Monatsschrift an die gebildete Frau aller Schichten. Die Probleme der verheirateten und der berufstätigen Frau werden von einer gewissen Warte aus behandelt oder in Diskussion gestellt. Religiöse, kulturelle, soziale und wirtschaftliche Fragen gelangen zur Bearbeitung. Das dichterische Schaffen kath. Schriftstellerinnen und allgemeine Literatur sollen ihren Platz in der Zeitschrift finden.

Als zweite Zeitschrift gilt „Die katholische Familie" als Eltern- und Mütterblatt für einfachere Frauen. Sie behandelt vornehmlich Fragen der Erziehung, des Familienlebens, der Hauswirtschaft etc. —

Es verbindet unser Schweizer Frauenblatt mit diesen Blättern, wie mit allen Zeitschriften auf dem Gebiet der Frauenfragen das große gemeinsame Interesse: die Stellung der Frauen zu verbessern, den Interessenkreis der Frauen zu erweitern, die Anschauungen über Frauen und Menschheitsfragen zu vertiefen. Möchte dies uns immer besser gelingen.

Kleine Rundschau.

Ehrung einer Schweizerin.

Am Internationalen Kongreß für Landwirtschaft in Prag wurden vier Preise von 500 Fr. verteilt für die besten Arbeiten über die Verbesserungen der Stellung der Frau in der Landwirtschaft. Einer der Preise kam Frau Gillabert-Randon, Moudon, zu, der rührigen Leiterin der waadtländischen Bäuerinnenvereinigung.

Leitende Frauen im Bankfach und Großhandel.

Shanghai besitzt seit ungefähr 10 Jahren eine Bank, in welcher nur weibliches Personal, inbegriffen die Direktion und der Verwaltungsrat, beschäftigt ist. Die Direktorin Frl. Nyen-Sok-Wo hat ihre Studien in einer chinesischen Universität absolviert. — Die Bank gedeiht vortrefflich, da das bisher bewohnte Gebäude den jetzigen Anforderungen nicht mehr genügt, wurde ein Neubau errichtet. Derselbe ist letzthin eingeweiht worden.

In Haugesund (Norwegen) sind seit mehr als 20 Jahren die zwei Frauen Torgersen und Brummenaes an der Spitze einer blühenden Schiffsgesellschaft. Sie besitzen 6 Schiffe von 23,550 Tonnen, und alle Reparaturen derselben werden von ihnen persönlich überwacht. Eine andere Reederin, Frau Steen-Sövik in Aalesund, besitzt eine größere Anzahl von Fischerbooten.

S. F.

Eine junge Schlossermeisterin.

In Tübingen legte Gertrud Weiß ihre Meisterprüfung im Schlosserhandwerk ab, die sie mit Note 1 bestand. Sie hat bei ihrem Vater gelernt und die Gesellenprüfung 1929 gemacht, sowie die vorgeschriebene Gesellentätigkeit erfüllt. Die junge Meisterin steht jetzt dem von ihrem Vater gegründeten Geschäft in Tübingen vor.

Eine Fabrikarbeiterin erhält den ungarischen Literaturpreis.

In Ungarn wurde vor kurzem ein literarisches Preisausschreiben für das beste Buch des Jahres veranstaltet, an welchem sich etwa hundert Schriftsteller, darunter Träger sehr bekannter Namen, beteiligten. Der erste Preis wurde überraschend einer unbekannten Autorin, Matha Gergeley, für ihr autobiographisches Buch „Der Mühlgraben" verliehen. Die junge Preisträgerin ist Arbeiterin in einer Seidenfabrik, ihr Vater ein einfacher Fuhrmann. Er hat es unter großen Entbehrungen möglich gemacht, daß seine Tochter die höhere Schule besuchen durfte, später mußte sie ihr Studium jedoch wieder aufgeben, da die finanziellen Schwierigkeiten in ihrer Familie zu groß wurden.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25. Telephon 32.203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Wir verabschiedeten uns nicht allzu fest und wurden auch nicht gehalten; beide Damen, älter als sie wohl je sich selber eingestanden, lehnten sich nach ihrem Bett. „O dear me", sagte Mrs. Lewis, „hier habe ich noch etwas für Sie. Für das Bild der kleinen Ellison, das Sie mir malten." Ich lehnte erschrocken ab, das Bild sei nicht der Rede wert gewesen. „O dear me, no, it was very nice", sagte Mrs. Lewis bereits sehr gelangweilt, und gähnte träumerisch, vergaß aber keineswegs, mir das bewußte Kuvert wirklich einzuhändigen. „Verlieren Sie es nicht!" Und auch Mrs. Gibson sagte beschwörend: „Verlieren Sie es nicht." Dann rollten sie noch ein wenig ihr R, mit dem sie Girl so unvergleichlich Schottisch sagen konnten, küßten mich und entschwanden. Das Kuvert, als ich es dann öffnete, enthielt vierhundert Franken.

— Späterhin, nach meiner Verheiratung, besuchten sie mich dann noch einmal in Laubach im Vogelsberg. Sie waren dabei, Deutschland im Privatauto zu durchqueren. Das alte Schriftstück, das sie einsehen wollten, befand sich freilich nicht in dem kleinen Ort bei Breslau, wo sie zunächst es aufsuchten, sondern in einem Klosterdorf gleichen Namens bei Stuttgart!

Dies war unser letztes Zusammentreffen. Während des Krieges starben sie dann, eine kurz nach der anderen, von ihren Freunden betrauert und wahrhaft vermißt, und weiterlebend in vielen kleinen Geschichten, die alle mehr oder weniger schottisch sind. Don't spoil your time, — eine ihrer Lieblingsermunterungen zur Sparsamkeit. Der einzige Wunsch zu meinem Geburtstag, den ich bei ihnen verlebte, war: „Wir hoffen, daß Sie im neuen Jahr nicht eine Stunde Zeit verlieren."

Seitdem aber lernten wir Zeit und Zeitbenutzung weder bewerten.

P 78 Z

Töchterpensionat „La Romande", Vevey-Plan
Das ganze Jahr allbew. Ferien- und wirksame Spezialkurse. 20jährige Erfahrung. Unser zahlreiches, sehr erfahr. Lehrpersonal bürgt für Erfolg. Franz. und Englisch. Auch Haushaltungsschule. Intensiver sprachl. u. sportl. Betrieb. Familienleben. Idealster Ferienaufenth. Paradies. Lage direkt am See. Bäder. Fr. 4.50 pro Tag, franz. inbegr. Ein Besuch lohnt sich und wird Sie sicher überzeugen. Prosp. u. Ref P 369-6 L

Vorzüglicher
Reise- und Tourenproviant
Delikatess-Leber-Pain
Sardellen-Pain
Poulet-Pain
324-5
BELL

Locarno — Monti
Pension Olanda (Walter)
Herrl., staubf. Lage. Balkone und Logglen. Südzimmer m. fließendem Wasser. Park mit Sonnen-Bad. Pension Fr. 6.50. Tel. 27. P 1974-2 O

Frauen!
Helfen Sie, dem Frauenblatt **neue Abonnenten** zu gewinnen!
Unsere Abonnentinnen erhalten für jedes an uns eingesandte **neue** Ganzjahresabonnement
Fr. 3.— Gutschrift
auf ihr eigenes Abonnement (oder Fr. 1.50 auf jedes Halbjahresabonnement).
Sie verringern damit Ihren Abonnementsbetrag und helfen zugleich dem Blatte, das besser ausgestattet, reicher gestaltet werden kann, je größer die Zahl seiner Abonnenten ist.
Die Administration.

Doppelte Bürde!

Zwei- und dreifach ist die Last, welche die Frau von heute zu tragen hat.
Hausfrauenpflichten, Mutterpflichten, bei vielen gar noch ein Beruf. Arbeit von morgens früh bis abends spät, die nur selten genügend gewürdigt wird. Ganz besonders sind es die Mutterpflichten, die die Leistungsfähigkeit der Frau auf eine harte Probe stellen.
Dabei hängt doch das Familienglück vom Wohlbefinden der Mutter ab. Ist sie kränklich, leiden alle, ist sie übermüdet, ensteht ein allgemeines Missbehagen, doppelt, dreifach wichtig ist es deshalb, durch gute und sorgfältige Ernährung mit Ovomaltine den Kräfteverbrauch zu ersetzen.
Ovo vereinigt wertvollste Nahrungsmittel, Malz, Milch, Eier in leicht verdaulicher, konzentrierter Form, geht sofort ins Blut über, ersetzt somit auf direktem Wege die verbrauchten Kräfte.
Eine Tasse Ovomaltine zum Frühstück und als Schlummertrunk macht Ihr Heim behaglicher.

OVOMALTINE
Vitamingehalt Hauptkonservierung
stärkt auch Sie!

In Büchsen zu Fr. 2.– und Fr. 3.60 überall erhältlich.
Dr. A. WANDER A.-G., BERN
A 271

Metallit Stahlkochgeschirr für Gas und Elektrisch

METALLWARENFABRIK ZUG

P 3661 Z

Eine Auswahl guter, alkoholfreier Wirtschaften u. Gasthöfe

Basel P 1490 Q
Batterie
Alkoholfreies Café
beim Wasserturm
Schönste Rundsicht Basels
Tel. 21.438 **A. & H. Keuerleber**

Basel - **Tea-Room Turmhaus**
am Aeschenplatz
A. & H. Keuerleber
Heller, hoher Raum
Gepflegter Service
P 1490 Q Telephon 40.866

Bern Daheim Alkoholfreies Restaurant
Schöne Hotelzimmer - Zeughausgasse 31
P 1245 Y Tel. 24.929

SEEHOF
Hilterfingen (Thunersee)
Heimeliges Familienhaus, Restaurant, Tea-Room. Das **ganze Jahr geöffnet.** Moderner Komfort. Geeignete Räume für Sitzungen und Anlässe. Wochenendarrangements. Prospekte. Tel. 92.26. P 8187 Y

LUZERN P 1233 Lz
Hotel Waldstätterhof
beim Bahnhof
Hotel Krone
am Weinmarkt
Alkoholfreie Häuser des gemeinnützigen Frauenvereins der Stadt Luzern

Alkoholfr. Gemeindehaus Z. „Sonne"
Wädenswil (Zentrale Lage)
Diverse heimelige Lokalitäten, auch geeignet für Gesellschaften u. Vorträge. Radio und Grammophone. Gute selbst geführte Küche. Passanten und Pensionären höflich empfohlen P 175 Z

Anmeldungen für weitere Felder nehmen alle Publicitas-Filialen entgegen
Preis pro Feld und pro Mal Fr. 4.—

Manz Konfitüren
sehr fein
im Offenverkauf
P 116 Z

	per ½ kg
Vierfrucht	—.40
Zwetschgen	—.45
Johannisbeeren	—.50
Heidelbeeren	—.60
Brombeeren	—.65
Himbeeren	—.65
Stachelbeeren	—.70
Kirschen, schwarz	—.75
Orangen	—.75
Aprikosen	—.75
Hagebutten	—.90
Apfelgelée	—.50
Frühstückgelée	—.60
Quittengelée	—.70
Johannisbeergelée	—.70
Holdergelée	—.75
Brombeergelée	—.75
Himbeergelée	—.75
Preißelbeeren	—.80
Melasse	—.40
Kunsthonig	—.80
Wacholderlatwerge	1.—

8 % Kassabon
Prompter Versand nach auswärts
Lieferung franko ins Haus
Karl Manz
Zähringerstraße 24
Zürich Tel. 21.758
Bei größeren Bezügen verlangen Sie Spezial-Offerte.

Flechten
jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte Flechtensalbe „Myra". Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf Fr. 5.—. Zu beziehen durch die **Apotheke Flora, Glarus** OF11186Z

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstrasse 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bürkiweg 6, Tel. Christof 31.36
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen: Innerer Sonnenweg 1 a, Tel. 766
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstrasse 90, Tel. 24.080
P 1647G

Ecole horticole pour jeunes filles
La Corbière Estavayer le Lac (am Neuenburgersee)
Berufsausbildung und kurzfristige Kurse für Gartenliebhaberinnen. Französische Umgangssprache. Prospekte durch die Direktion.
MD P 3026 Z

Luzern: Töchterheim
der Freundinnen junger Mädchen
Bundesplatz 3. P 32647 Lz.
Placierungs- und Erkundigungsbureau. Tel. 23.291. Logierzimmer für Durchreisende. Pensionsheim zu bescheidenen Preisen.

Knochen, Zähne, Nerven, Blut, Alles das erhältst Du gut, Handelst Du nach dem Gebot: Täglich **Dr. Bircher-Brot!**
In guten Bäckereien überall erhältlich. P 1498 Q

Manor-Farm am Thunersee
Reizende **Pension,** 3 km von Interlaken, mit Tramverbindung, eigenes Seebad, großer Umschwung, vorzügl. Küche. Preise von Fr. 8.— an. Prospekte u. Referenzen. P. 2057 Y. Besitzerin: **H. E. Simpkin.**

P 3661

Nach dem Umzug
für die neue Wohnung
ein handgewebter, wasch- und lichtechter, der modernen Raumkunst angepasster
KILIM-WOLLTEPPICH
aus der Warenzentrale des Bundes Schweizerischer Armenierfreunde. Laden: Kirchgasse 21, Zürich 1.

Weitere Verkaufsstellen:
Bern: Frau Fürsprech Spielmann, Wallgasse 2.
Aarau: Frau E. Hauser-Weidmann, Entfelderstr. 34.
Chur: Herr H. Attenhofer, Tapezierer, Reichsgasse 72.
Locarno: Herr A. Baer-Attenhofer, Teppich- und Möbelgeschäft, Muralto.
Scanfs (Engadin): Frau M. Waldburger.
Poschiavo (Graubünden): Herr A. Olgiati-Nicolaz, Sattler.
Sulgen (Thurgau): Herr R. Däpp, Möbelgeschäft.
Wattwil: Frau L. Grieder, Depot der evang. Buchhandlung.
Zofingen: Schwester Lisa Hofer, Hintere Hauptgasse 473. P 6572 Z

P 123 Z

Schweizerware kaufen heißt Arbeit schaffen.

Verkaufsmagazine in:

Zürich	Madretsch
Winterthur	Olten
Wädenswil	Solothurn
Horgen	Thun
Oerlikon	Burgdorf
Meilen	Langenthal
Altstetten	Neuenburg
Bern	La Chaux-de-Fonds
Biel	Luzern

MIGROS

Schaffhausen	Buchs
Neuhausen	Appenzell
Chur	Herisau
Aarau	Frauenfeld
Brugg	Kreuzlingen
Baden	Wil
Zug	Basel
Glarus	Liestal
St. Gallen	Laufen
Rorschach	Pruntrut
Altstätten	Delsberg
Ebnat-Kappel	Zofingen

30-11

Verhängnisvolle Widersprüche . . . .

Die Zeiten sind stürmisch. Nichts ist gefährlicher, als wenn das Steuer bald links, bald rechts herumgerissen wird und anstatt eines klaren, zäh verfolgten Kurses bald nach der und bald nach jener Seite gesteuert wird.

Man erinnert sich der parlamentarischen Schwüre, zu sparen, die Budget-Ausgabenseite zu reduzieren — man weiß auch, daß 2—3 Monate nachher anstatt der Einsparungen wieder größte Ueberschreitungen des Budgets, man spricht von 68 Millionen (!), bewilligt wurden. Auf alle Seiten wird drauflos „gschweiget"!

Dabei will man unbedingt den Schweizer Franken halten. Ganz abgesehen von den kompliziertesten und spekulativsten Fragen, die an und für sich mit der Währungsschaukel zusammenhängen, hat das Bank-, Versicherungs- und sonstige Rettungsinselland Schweiz eben gerade wegen dieser Funktionen und daherigen Verdienstmöglichkeiten sicher ein gehöriges **zusätzliches** Interesse, die Währung zu halten, schon wegen dem künftigen Renommee, daß die kleine Schweiz Krieg und Wirtschaftsumbruch intakt überstanden habe. — Aber dann darf und kann die Anpassung an den Weltmarkt nicht aus dem Auge gelassen werden. Entweder — oder. Diese Anpassung wird selbstverständlich immer eine **relative** sein, die insbesondere den Bodenproduzenten Rechnung tragen muß und dem Arbeiter einen andern Lebensstandard sichert als den niedrigsten seiner Kollegen im Ausland.

Die Exportindustrie ist in Wirklichkeit der größte Freund des Bauern! Wenn die Million Schweizer Einwohner, die von der Exportindustrie leben, nicht mehr als tapfere **Esser** am Schweizer Tisch säßen, so müßte der Bauer seine Sachen selber essen, denn die Preise, die ihm von den andern dann auch verarmten Schweizern bezahlt werden könnten, wären kanadische und Balkanpreise: 7 Fr. für 100 kg Weizen statt 36 Fr., 2 Rp. für das Ei anstatt 10! Die resolute Eßkraft, der auch jetzt noch starke **Konsumüberschuß** ist der Träger des ganzen überhöhten Inlandpreis-Niveaus, und unterhalten wird dieser mächtige Träger indirekt von dem Einkommen, das wir für unsern Export aus dem Ausland hereinnehmen.

Es geschieht denn auch nicht für das „Volk", daß wir den Nebel von dieser monumentalen Wahrheit — mit unserem guten Inseratengeld — blasen, sondern für die F ü h r e r des Volkes.

Wie ist das aber möglich: Anpassung an den Weltmarkt, wie sie auch vom Bundeshaus aus als notwendig erklärt wird, und gleichzeitig Schonung der Produzenten und der Arbeitslöhne?

Sicher ist diese Möglichkeit vorhanden:

Die unglaublich billigen Nahrungsmittel, die uns das Ausland liefert, müssen in immer vermehrtem Maße herangezogen werden, um zu helfen, die höheren inländischen Preise aufzubringen.

So kann dem Bauern und dem Arbeiter geholfen und, was mindestens ebenso wichtig ist, gleichzeitig die Exportindustrie lebendig gehalten werden!

Die zweite, ebenso lapidare Wahrheit ist: Die **geschützten Industrien** (Nahrungsmittel-, Bekleidungsindustrie, Bau- und übriges Gewerbe) müssen ihr Ziel immer mehr darin sehen, dem Ganzen zu dienen, anstatt für ihre leichter zu schützenden nächstliegenden Interessen einzutreten und die Rechnung dafür denen zu präsentieren, die durch die hohen Lebenskosten erdrückt werden, der Exportindustrie.

Aber siehe da: So klar die zwei erwähnten Punkte vor **jedermanns** Auge stehen, so entgegengesetzt ist die Tendenz der Innenpreispolitik für Importwaren.

Unsere Ausführungen und namentlich die Beispiele und Zahlen, die wir am 24. und 31. März angeführt haben, machen lückenlos klar, daß eine **ganz neue Einstellung** der Behörden Platz gegriffen hat:

Das **Versorgungsproblem der** Bevölkerung ist als solches sozusagen theoretisch geworden. Man lacht, wenn einer in einer Kommission vom Interesse des Konsumenten spricht. Es ertönen dann hilarische Zwischenrufe: „Wer isch dä?" etc.

Nicht unter dem Gesichtswinkel der Versorgung der Bevölkerung werden die verschiedenen Nahrungsmitteleinfuhr- und Preisregulierungsprobleme geprüft, sondern es wird sozusagen in erster Linie untersucht, ob es ein **„Geschäft"** für die interessierte Handelswelt ist, ob ja die betreffenden Handelsinteressen gewahrt und womöglich noch besser berücksichtigt werden. Frei und offen sei gesagt, daß die Gefahr außerordentlich groß ist, daß unter dem Schild „Schutz der einheimischen Industrie" durch Volksvertreter Einfuhrmaßnahmen beantragt und beschlossen werden, die letzten Endes einer ganz bestimmten Firma, bei der gewisse Herren im Verwaltungsrat sitzen, in Franken- und Rappen-Mehrgewinn zugut kommen. Es gibt solche Firmen mit ausländischem Kapital, die den Gewinn im **Ausland** ausschütten, in der Schweiz nur das gesetzliche Minimum versteuern und der Schweiz schädliche Monopoltendenzen verfolgen, die sogar zwei Verwaltungs-Nationalräte haben. Auch alle großen Lebensmittel-Markenartikelfirmen und -verbände sind durch einen oder mehrere National- oder Ständeräte verbeiständet. Und wer nicht im Verwaltungsrat einen Volksvertreter hat, der nimmt zu einem Rechtsanwalt seine Zuflucht, sei es als Syndikus, sei es als Fürsprecher. Dazu kommt, daß die Kleinhandelsverbände — die vereinigt auch eine Großmacht darstellen — über so und so viele Vertreter in den Räten verfügen. Das alles wäre schön und recht, große Industrien und Berufsverbände sollen ihre Sprecher haben:

Aber es darf nicht sein, daß der Handelsinteressen-Standpunkt in der Wirtschaftspolitik den Ausschlag gibt.

Es müssen größere Gesichtspunkte sein, namentlich, wenn man bis zum Bruch der Verfassung schreitet.

Dann muß aber auch ein Nationalrat da sein, der unverklausuliert und ungehemmt von Bindungen (auch nicht spezereigenossenschaftlichen) das gute starke Wort des Konsumenten redet. Daß nicht immer nur die Handelsinteressen den Mund offen haben, daß auch Volksinteressen mitbestimmend sein sollten, das ist unsere Meinung.

Und dabei stützen wir uns auf die biblische, die römische und die Geschichte der Völkerwanderung etc. und behaupten, daß es Brotfragen waren, die die Geschichte in großen Zügen leiteten, die Grund waren zu Umwälzungen und daß diese Fragen auch heute nicht „aus der Mode" sind!

Welcher Widerspruch liegt darin, daß es die Kleinhandelspolitiker sind, die für die Selbständigkeit der kleinen Existenzen eintreten und die gleichzeitig die Totengräber der Freiheiten sind, die die Kleinhändler und Gewerbler in enge Statute und Tarife hineinpferchen wollen, die jede Diskussion über Lohn, Preis, oft sogar über Form und Qualität der Produkte ausschalten möchten und so den freien Handelsmann zu einer Nummer in einem Verband herunterdrücken wollen! Gerade jetzt ist die Eiergenossenschaft (S.E.G.) daran, Hunderte, wenn nicht Tausende kleiner und kleinster Eier-Einsammler „überflüssig" zu machen, weil diese halt nicht den „offiziellen Preis" zahlen können wie die Genossenschaft! Da durfte ein welscher Genossenschaftsvertreter ruhig erklären, ja, sie hätten jetzt die früher selbständigen Händler als Einkäufer angestellt — da hat man gegen die Vernichtung selbständiger Existenzen nichts eingewendet, obwohl der genossenschaftliche Eiersammeldienst keine Einsparung gegenüber dem privaten Handel bedeutet. Dieser Vorgang geht mit Staatsgevatterschaft vor sich. Unsere seinerzeitige Eingabe (vom 15. März 1933), die auf diese kommenden Gefahren aufmerksam machte und die Erhaltung dieser kleinsten Existenzen vorsah, wurde grob und kurz, wie üblich, unter den Tisch gewischt. Die Eiermannli haben eben keinen Vertreter im Nationalrat und die Eier werden von den Hühnern gemacht und nicht von einem Markenartikel-Fabrikanten. Daher sind in diesem Fall die lieben kleinen Existenzen wurscht, wo man im Fall der Migrosläden die Verfassung zum Schutze der kleinen Existenzen ohne weiteres mißachtet hat.

Daß man sich im Volk die richtige Idee macht, geht aus folgender Tatsache hervor:

Am Samstag, dem 24. März, mittags 12 Uhr, erfuhren wir in Zürich, daß der Tessiner Regierungsrat beschlossen hätte, den zweiten Migrosladen in Lugano in der Via Canova am selben Abend, gestützt auf den dringlichen Bundesbeschluß, auf immer zu schließen. In der Ueberzeugung, daß das nur ein erster Schritt sei — wie übrigens immer wieder freundlich von oben versichert wird —, schlossen wir alle Läden im Tessin für zwei Tage, und ebenso lang fuhren die Verkaufswagen geschlossen herum. An mehreren Tischen vor den Läden und an allen Wagen wurde von morgens bis abends vom Volk eine Sympathie-Erklärung für die Migros unterschrieben: 4182 Unterschriften innert 48 Stunden — im Tessin, wo wir erst seit 6 Monaten unsere Grundsätze in die Tat umsetzen und, außer einem ersten Flugblatt, gar keine eigentliche Migros-Propaganda getrieben haben.

4182 Unterschriften

in 48 Stunden für eine Firma „d'oltre Gottardo".

Selbstverständlich wird man diese eindeutige Kundgebung der Volksmeinung niederdampfwalzen können — aber ebenso selbstverständlich ist damit der Weg zur Diktatur unter Ausschaltung des Volkswillens beschritten!

Wie lange glaubt man, **gegen** das „unvernünftige" Volk regieren zu müssen, gegen seine einfachen, geraden Auffassungen von Recht und Zweckmäßigkeit im Haushalt des Landes? Auch hier die Frage: „Was wird obsiegen, die Volksmeinung oder das Gruppeninteresse?"

(Fortsetzung am nächsten Freitag.)

Neue Packung

„Mi-Ka-Mu" Caramels mous
Schachtel zu 24 Stück = 100 g **25** Rp.

Joghurt Natur 250 g-Glas **20** Rp.
(Verkaufspreis 25 Rp. mit 5 Rp. Bareinlage.)
Joghurt mit Aroma 250 g-Glas **25** Rp.
Joghurt mit Konfitüre: Erdbeeren, Brombeeren, Aprikosen, Johannisbeeren
210—230 g Joghurt }
30—40 g Konfitüre } **25** Rp.

„Anima", das neue Frühstücksgetränk
500 g-Büchse Fr. **1.40**
(Fr. 1.50 mit 10 Rp. Bareinlage.)

Abschlag: Würfelzucker
im 50 Rappen-Paket
(1350 g netto) ½ kg **18 1/2** Rp.
Bisherige Pakete zu 2500 g = 90 Rp.